

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 29.

Düsseldorf, 21. Juli

1917.

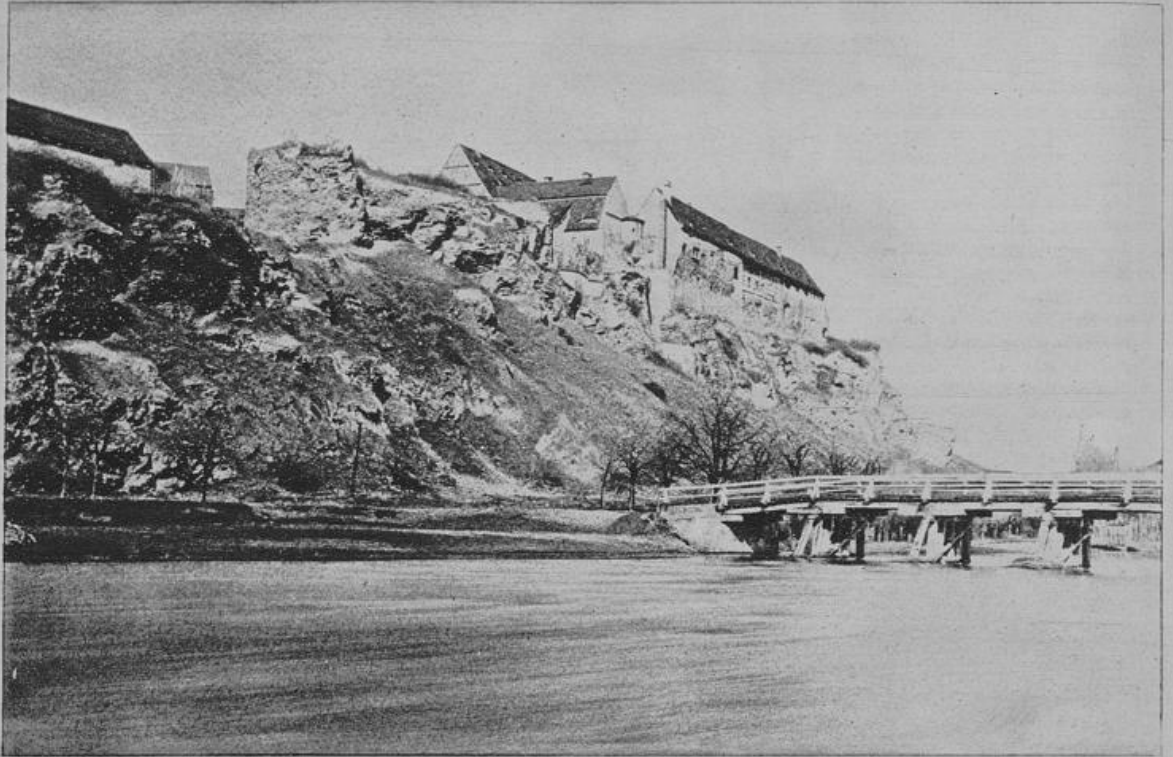


Burg Wendelstein an der Anstrut:
Portal zum Ausgang in die Kapelle.

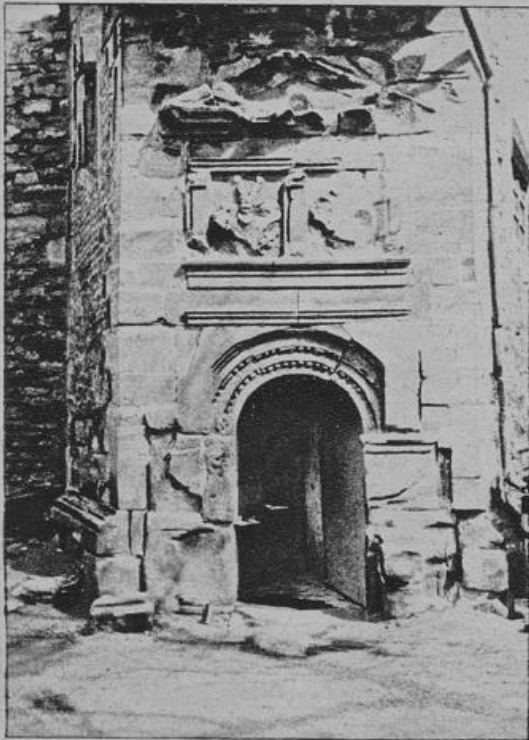
Schloß Wendelstein: Die von der Stadt Essen gepachtete Domäne, Mit 6 Abbildungen.

In herrlichen Thüringer Lande erhebt sich an dem linken Ufer der reichend dahinaustrühenden Anstrut auf einem ungefähr 30 Meter hohen Gipfelschen Schloß Wendelstein. Es spiegelt seine Ruinen in den lehmgelben Fluten des vom Eichsfeld kommenden und das mittlere Anstruttal durchströmenden Flusses. Weithin sichtbar steht die ehemals trühige Feste da, ein Warnungs- und Mahnzeichen für das lebende und um seine Freiheit kämpfende deutsche Geschlecht. Wie am Rhein die von den „Kulturträgern“, den Franzosen, zerstörten Burgen und Schlösser ein bleibendes Zeugnis alter trauriger Zeit des Niedergangs unseres deutschen Vaterlandes sind, wie im Osten über den gleichen Verfall eines einst mächtigen deutschen Reichs die Ruinen der Ritterburgen klagten, so zeugt im mittleren Deutschland gerade unsere Ruine von dem Schicksal, das uns bevorsteht, wenn Deutschland wieder der Schauplatz der Kämpfe und der Tummelplatz fremden raubgierigen und mordlustigen Gesindels werden sollte. Während der Schwedentönig Gustav Adolf auf strenge Mannszucht in seinem Heere gehalten hatte, haben sich gerade die schwedischen Heere nach seinem Tode, als besondere Mordbrenner einen häßlichen Nachruf gesichert. Auch Schloß Wendelstein fiel ihnen zum Opfer; sie zerstörten es und brannten es im Jahre 1640 gründlich aus.

Aber Kofleben, mit seiner bekannten Klosterschule, gelangt man in kurzer Zeit zum Wendelstein. Zwischen Sauerkräusenanlagen hindurch geht es leicht bergan zur alten Schenke, von der man in einer viertel Stunde die Burg erreicht. Die Grafen von Wippeta hatten vor Zeiten die Schenkevoigtei über ihr Kloster Kofleben ihrem Voigte auf Feste Wendelstein übertragen. Nach Aussterben der Wippeta'schen Familie waren Kloster und Voigtei in den Besitz der Grafen



Gesamtansicht der Burg Wendelstein mit den Wirtschaftsgebäuden von der Unstrut aus.



Portal zum sogenannten „Wendelhaus“ mit Wappen der Familie von Wihleben auf der Ostfront des inneren oberen Schloßhofes.

von Haleborn übergegangen, die sie den Grafen von Orlamünde später käuflich überließen. Diese bauten den „Stein“ im Jahre 1332 zu einer Feste ersten Ranges aus, verloren ihn aber bald in ihrem Kampfe gegen den Landgrafen von Thüringen, der im Jahre 1355 am 2. Oktober den „gestrengen Herrn“ Ritter Christian von Wihleben mit der Herrschaft belehnte. Nach manchem Besitzerwechsel kam das Schloß an den Herzog Christian von Sachsen-Weihensfels, der es 1722 an den Reichsgrafen von Flemming verkaufte. Nicht lange danach wurden die Weihensfelder Herzöge wieder Besitzer, und 1815 kam der Wendelstein, nachdem er vorher, nach dem Aussterben der Weihensfelder Linie, wieder im kurfürstlichen Besitz gewesen war, an Preußen und wurde eine Königlich Preussische Domäne.

Der Naturfreund kommt auf seine Rechnung beim Blick von der sogenannten „Reitbahn“, einem auf dem Gemäuer eines Turmes angelegten Garten. Von hier genießt man eine prächtige Aussicht auf das mittlere Unstruttal. Unten am Fuße des Schlosses rauscht das Wasser des Mühlenwehres, und vor uns breiten sich die üppigen Wiesen und Felder des Unstrutriedes aus. Im Osten sind Dorf und Kloster Memleben, eine Stiftung Kaiser Heinrichs des Vogelfellers und sein Sterbeort, zu sehen. Im Süden zieht sich am Horizont die Finne entlang, auf deren Rücken einst die Heerstraße, die Halle und Erfurt verbindet, angelegt worden ist; sie führt den Namen „Kupfer- oder Weinstraße“ und hebt sich zwischen den Dörfern Bucha und Wohlmitzstedt am Horizont deutlich ab. Im Süden fällt uns neben dem Dorfe Allerstedt das Städtchen Wiehe mit dem es überragenden Schlosse in die Augen. Im Südosten liegen Hechendorf und Donndorf, das von einem Kloster am Rande des bewaldeten Hügelzugs überragt wird. Im fernen Westen zeigt sich der hohe achteckige Turm der in gotischem Stil gebauten Kirche Gehofens.

Wir verlassen die Reitbahn und begeben uns in die Mauerreste zwischen ihr und dem Südgebäude des Schlosses.

Vor dem Südflügel mit den „Füßstengemächern“, steht ein schiefer Turm, wahrscheinlich der frühere, nunnmehr in eine Ruine verwandelte Brunnen, durch den die Burg mit Wasser versorgt wurde. An dem Gipsfelsen schlängelt sich ein schmaler Fußsteig von der rechts sichtbaren Mühle in die Höhe.

Auf unsern Bildern sind zwei Portale zu sehen. Durch das eine gelangt man in den Turm, der zu den Fürstengemächern führt, von denen ein Raum als Kapelle benützt wird; andere Räume dienen als Schulzimmer und Lehrerwohnung. Das andere Portal, über dem sich das Wappen der früheren Besitzer der Burg, der Herren von Wihleben, noch ziemlich gut erhalten befindet, ist der Eingang zum „Wendelhaus“, dem Ostflügel des Schlosses, nach der in seinem Innern befindlichen Wendeltreppe so genannt. Die alte Burg hatte nur zwei Zugänge, das Quersfurter Tor im Westen, hinter dem sich die Reithahn erhebt, und das Rebraer Tor im Osten. Heute aber befindet sich der Haupteingang zum oberen Schloßhofe auf der



Wendelstein: Das Herrenhaus (Wohnhaus des Domänenpächters).

Es liegt im Norden der Burg, daneben sind die Stallungen der Wirtschaft, dahinter der große Gutshof.



Wendelstein: Arbeiter-Wohnhäuser an der Chaussee nach Köhleben.

Gut und fest gebaute einstöckige Häuser, daneben die Ställe der Arbeiterfamilien.

aus. — Ungefähr 10 Minuten vom Wirtschaftshofe entfernt stehen an der Chaussee nach Köhleben die Arbeiterhäuser. Jeder verheiratete Arbeiter hat dort seine geräumige und saubere Einzelwohnung in den einstöckigen Häusern, und ganz in der Nähe der Wohnung, vor oder hinter den Wohnhäusern ist jedem reichlich Gartenland zur Verfügung gestellt worden. Auch die nötigen Ställe für Borsten- und Federriech fehlen nicht. Wie wohl sich die Leute unter ihrem alten „Amtsrat“ fühlten, ersieht man daraus, daß Leutewechsel nur höchst selten vorkam. Sie werden unter ihrer neuen Herrschaft, dem Magistrat der Stadt Essen, für deren Versorgung das Gut jetzt seine Erzeugnisse liefern wird, dasselbe Wohlwollen und die gleiche soziale Fürsorge finden.

Nordseite, nämlich der auf nebenstehendem Bilde sichtbare Torweg, durch den man über eine steinerne Brücke und den durchbrochenen und zum Park umgewandelten Wall auf einem abfälligen gepflasterten Weg zum Herrenhause der königlichen Domäne gelangt. In diesem Hause hat die Familie des Domänenpächters Lüttich von 1833 bis zum Ausbruch des Weltkriegs 1914 gewohnt. Während der ältere der beiden Brüder, die die Domäne gepachtet hatten, schon vor Jahren nach Grunewald bei Berlin gezogen war, folgte der jüngere, Hermann Lüttich, dem Rufe seines Herzens und dem seines Kaisers ins Feld und fiel als Reiteroffizier im Jahre 1914 in Ostpreußen.

Hinter dem Herrenhause breitet sich der große Wirtschaftshof der Domäne, umschlossen von festen, massiv gebauten Ställen und Scheunen,



Wendelstein: Die Torfahrt vom innern Schloßhof aus gesehen, dahinter Wohngebäude.

Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse aus Düsseldorf und Umgegend.



Oberleutnant Ryo von Bockema, Düsseldorf.



Oberleutnant Alfred Schöbe, Düsseldorf.



Oberleutnant Gustav Rohwedel aus Düsseldorf.



Major Dr. H. Kunk, Düsseldorf.



Hauptmann Dr. H. Schömann, Düsseldorf-Nord.



Hauptmann v. Rumpff, Düsseldorf.



Oberleutnant Dr. Max Lohr, Düsseldorf.



Oberleutnant G. W. Elgers, Düsseldorf.



Leutnant a. H. Adol. Theis, Düsseldorf.



Leutnant J. Bönner, Düsseldorf.



Fliegerführer Leutnant Kessel, Düsseldorf.



Fliegerführer Josef Krewer, Düsseldorf.



Leutnant Dr. Bönner, Düsseldorf.



Leutnant Oskar Marksch, Düsseldorf.



Leutnant Friedrich Erpen, Düsseldorf.



Leutnant G. von, Düsseldorf.



Leutnant Bruno Rosen, Düsseldorf.



Leutnant Werner Lorenz, Düsseldorf.



Leutnant Oskar Düren, Düsseldorf.



Leutnant Hermann Meiner, Düsseldorf.



Leutnant Georg Wehling, Düsseldorf.



Leutnant Emil Schneider, Düsseldorf.



Leutnant J. von, Düsseldorf.



Leutnant F. P. Papp, Düsseldorf.



Leutnant von Dr. Helmut Forberg, Düsseldorf.



Leutnant Georg Sahn, Düsseldorf.



Leutnant G. von, Düsseldorf.



Leutnant Karl Elling, Düsseldorf.



Leutnant Johannes Graf, Düsseldorf.



Leutnant G. von, Düsseldorf.



Leutnant G. Landwehr, Düsseldorf.



Leutnant Dr. Erich Schmidt, Düsseldorf.



Leutnant G. von, Düsseldorf.



Fliegerführer Schmidt, Düsseldorf.



Fliegerführer Theo Bönner, Düsseldorf.



Fliegerführer Oskar Schöbe, Düsseldorf.



Fliegerführer Franz Wey, Düsseldorf.



Fliegerführer Oskar Schöbe-Mark, Düsseldorf.



Fliegerführer Rudolf Marksch, Düsseldorf.



Fliegerführer Jan Wollmann, Düsseldorf.



Fliegerführer Heinrich Schmidt, Düsseldorf.



Fliegerführer Friedrich Woll, Düsseldorf.



Fliegerführer Jan Wollmann, Düsseldorf.



Fliegerführer Joseph Schöbe, Düsseldorf.

Der Stacheldrahtzaun.

Eine heitere Erzählung.

Von Hermann Wagner.

Du, Hallodri," murzte Anton Pichler den stumm und zernüchelt am Gartenzaun lehrenden Sänder an, „willst jetzt schon, daß abfährt?“

„Gehen Sie jetzt, Herr Kirchhener," vermittelte Max Rebwein auch hier, „und kommen Sie am Tage wieder. Ich und die gnädige Frau wollen dann bei Herrn Pichler ein gutes Wort für Sie einlegen.“

Der Burche zögerte eine Weile, zog dann verlegen ein zweites Mal sein Hähl, rief: „Grüß Gott!" nach dem Balkon hinauf und verschwand sodann mit einem wahren Prachtschwung über den Zaun.

Nun befand sich nur noch der beleidigte Vater und geschädigte Willenbesitzer auf dem Schauplatz der nächtlichen Szene. Auch für ihn hatte Max Rebwein ein paar Worte, die versöhnend wirkten.

„Ich begreife nicht, Herr Pichler," sagte er, „wie sich ein Mann in Ihrem Alter und von Ihrer Bildung dermaßen hinreichen lassen kann. Was haben die jungen Leute denn getan? Die paar Rüsse? Ich bitte Sie! Lassen Sie ihnen doch die Freude! Sie haben gewiß auch geküßt, als Sie jung waren, Herr Pichler!“

„Ods scho!" versetzte Anton Pichler schon um vieles sanfter. „Oaber, esch muß a der Richtige soan, Herr Professor!“

Hier feuerte der königlich sächsische Gymnasialprofessor aus Leipzig ganz verstoßen. „Welcher der Richtige ist, das weiß immer nur das Mädchen, mein lieber Herr Pichler," sagte er. „Und nun schlafen Sie wohl! Gute Nacht!“

Ebenso schnell, wie er aufgetaucht war, war nun der nächtliche Lärm auch wieder verlungen. Tiefste Stille umhüllte wieder das Haus; traumhaft badete sich drüben im See der Mond.

Da spürte Max Rebwein, wie ihn behutsam und leise eine Hand berührte, tastend und wie fragend und fast schmeichelnd, so daß ihm ganz sonderbar zumute war, so sonderbar, wie noch nie in seinem Leben, und daß er sich fragte: „Hat dies etwas zu bedeuten, und wenn es etwas bedeutet, was bedeutet es dann?“

„Max?" hauchte schwach die Stimme eines sehr schwachen Weibes. „Edith?" gab Max Rebwein — sehr zaghaft zurück und wunderte sich gar nicht darüber, daß sein Herz — sein altes und fast verrostetes Herz — ganz entschlossen pochte.

„Max, Sie sind ein ganz goldener Mensch! Ja, das sind Sie! Ich muß Ihnen danken!“

„Nein, ich muß Ihnen danken, Edith!“

„Wofür?“

„Dafür, daß Sie mit die Augen geöffnet haben! — Ich war blind!“

„Sind Sie jetzt sehend?“

„Ja!" rief der königlich sächsische Gymnasialprofessor Max Rebwein aus Leipzig in jäher Entschlossenheit aus.

„Und was siehst du?“

„Darf ich es dir sagen?“

„Ja, sag es, — sag es endlich!“

Da griff er voll Leidenschaft nach ihr und stammelte: „Ich vergöttere dich, du Liebe!“

„Du!“

„Ach, du!“

Max Rebwein hatte an die Leipziger Sparkasse geschrieben und sich von dieser die ungeheure Summe von fünfhundert Mark senden lassen. Warum hätte er dies auch nicht tun sollen, da er doch jetzt eine Braut besaß, die über ein Vermögen im Betrage von zweihundertvierzigtausend Mark in besten deutschen Wertpapieren verfügte? Gewiß, er war sparsam; aber es giebt Zeiten, da man die Entschlossenheit aufbringen muß, liederlich zu sein. Der Bräutigamsstand war eine solche Zeit. Es ging nicht an, der Verlobte einer eleganten Witwe zu sein und mit ihr in ausgeputzten Schuhen, mit einem alten Filzhut und mit einem abgegriffenen Wettermantel umherzustolzieren!

So fuhr denn Max Rebwein auf zwei Tage nach Magensfurt und lebte in völlig veränderter Form zurück. Er trug elegante Schuhe mit Lackspitzen, einen neuen hellgrauen Anzug, der ihm vortrefflich saß und ihn um mindestens fünf Jahre verjüngte, und einen grauen Hut aus feinstem fleischigen Filz. Das Zwingende an ihm war freilich die schwer seidene Kravatte, für die er als Farbe ein nicht zu helles und nicht zu dunkles Blau gewählt hatte; wenn er erst genügend Übung besaß, sie kunstgerecht zu schlingen, dann mußte er direkt fabelhaft aussehen! Und auch einen Kofferplattenkoffer brachte er mit, dessen kavalierrmäßigem Aufsehen man es ganz bestimmt nicht ansah, daß er jene abgetragenen Kleider barg, die Max Rebwein erst wieder anzulegen gedachte, wenn er in Leipzig war.

„Kruzifürten," rief Anton Pichler aus, „woas siar oanen herrschafflichen Abergieher als da haben, Herr Professor! Die Ehre!“

„Und den hohen Stehtragen," setzte die Mirzl hinzu, „man erkennt Ihnen gar nüt wieder!“

Seit Max Rebwein sich so erfolgreich für ihren Schatz verwendet hatte, war sie von einer Süße zu ihm, die ihm noch vor kurzem den Rest gegeben hätte. Heute lächelte er freilich nur. Er lächelte das Lächeln des Überlegenen, der es besser weiß, wo sein Weizen blüht. Und sein Weizen blühte vortrefflich. Und auch seine Nase tropfte nur noch ganz selten.

Es ergaben sich noch vier Wochen eines wundervollen Sommeraufenthaltes, in denen Max Rebwein Gelegenheit hatte, sich im Erweisen galanter Aufmerksamkeiten, im Rüssen und im Speisen auserelesener Dinge zu üben. Namentlich im letzteren brachte er es schnell zu einer Fertigkeit, die die verwitwete Frau Regierungsbaumeister Edith Sieblein aus Halle an der Saale und künftige königlich sächsische Frau Gymnasialprofessor Edith Rebwein in Leipzig in nicht geringes Erstaunen versetzte.

„Max, du bist der geborene Ehemann," konstatierte sie mit einer Befriedigung, die aus tiefstem Herzen kam, „ich konnte keinen besseren finden.“

„Und ich keine Bessere," erwiderte er, sich etwas gefällig zum zweiten Male von der süßen Speise nehmend, „nein!“

Selbst die von ihm verachtete Kellnerschar hatte jetzt Respekt vor ihm, wenn er mit seiner Braut dann und wann im „Seehof" erschien, um die dortigen Speisen mit Sachkenntnis und Schärfe zu kritisieren. Seit er in gerechter Abschätzung der Werte dem die n Oberkellner zwölft, dem Speisenträger sechs und dem Jüngling, der ihm das Glas Mineralwasser brachte, drei Heller Trinkgeld gab, wollten die „Habe die Ehre, Herr Professor!" und „Ergebenster Diener, Herr Doktor!" gar kein Ende nehmen, wenn er das Lokal verließ.

Aber auch die glücklichsten vier Wochen vergehen, und eines schönen Vormittages hielt vor dem Eingang zur „Villa Pichler" ein Zweispänner, der die Aufgabe hatte, ein Brautpaar, ein Angeheuer von Reiselord und einen feudalen Kofferplattenkoffer nach Spittal an der Drau zur Bahn zu bringen.

Anton Pichler, dessen Frau Kesi, und dessen Tochter, die Mirzl, bildeten am Stacheldrahtzaun Spalier.

Die Mirzl überreichte der strahlenden Braut ein Rosenbuket. „Näh die Hand, gnä Frau," verabschiedete sie sich knixend, „und grüß Gott, Herr Professor, — und eine frohliche Hochzeit!“

„Danke gleichfalls!" meinte Max Rebwein.

„Und bleibens gesund, die Herrschaften," fügte Anton Pichler hinzu, „und bedreens mi wieder!“

„Ganz bestimmt," versprach Frau Edith Sieblein und winkte mit der weiß behandschuhten Rechten, „im nächsten Jahre!“

Und dann rollte der Wagen davon.

— Ende. —

Wie der Franzl zu seiner Lebensweisheit kam.

Von F. Schröngamer-Heimdal

Sft, wenn ich so in die Stadt komme und die Buben und Mädlein sehe, wie altklug und naseweis sie auf ihre jungen Jahre schon sind, muß ich an einen gewissen Franzl denken, den ich einmal recht gut gekannt habe. Dieser Franzl nämlich hat oft, wenn sich die Gelegenheit dazu schickte, den Anspruch getan: „Die kleinen Buben brauchen nicht soviel zu wissen.“

In der Stadt ist es aber so, daß die Buben schon alles wissen, und die Mädlein sind erst ganz geschick. In der Stadt lernen sie auch schon soviel in der Schule, als sollten die Buben lauter Professoren und Ratsherren werden. Und was gibt es außerhalb der Schule nicht alles zu sehen, zu hören, zu riechen und zu schmecken! Die Schaufenster, die Kinos, allerhand Ausstellungen und Festlichkeiten drängen sich in Sinn und Seele, und so kommt es, daß die Stadtkinder schon alles kennen, vieles, ehe sie es sollten. Aber einen laufenden Hasen und eine lebendige Lerche haben wohl die wenigsten von ihnen gesehen. Dafür können sie nichts; auch dafür nicht, daß sie schon soviel wissen und erfahren, was in späteren Jahren auch noch früh genug wäre. Daran sind die Großen schuld, die sich in Gegenwart der Kinder oft kein Blatt vor den Mund nehmen und auch in ihrem Benehmen Argernis geben, ohne es zu wollen. Bei den Bauern hat man Ehrfurcht und Rücksicht auf die Kinderseele und alles ist still, wenn „Schindel auf dem Dach“ sind, das will heißen, wenn Kinder etwas Anziemliches sehen oder hören könnten, was für ihr Alter noch nicht paßt.

Wie aber Franzl zu seiner Weisheit kam, will ich jetzt erzählen: Als er noch ganz klein war und eben erst laufen konnte, hoppelte er einmal die Dorfstraße hinunter. Vor dem Blasbadofen blieb er stehen, weil die Blaslin gerade schürte. Es war ein großes, lustiges Feuer im Ofen, in dem die Blaslin mit einem langen, eisernen Schürhaken herumflach und die Stut auf den Backherd gleichmäßig verteilte. Als das geschehen war, legte sie das glühende Eisen neben sich ins taufrische Gras. Da stieg denn gleich eine heftige, zischende Rauchwolke auf und der Franzl wunderte sich: da ist Rauch, aber kein Feuer. So etwas hatte er noch gar nie gesehen und das mußte er gründlich untersuchen. Er ging hin und hob den Haken auf. Weil er ihn aber am falschen Ende erwischte, schrie er gleich gottsjämmerlich und ließ das Eisen wieder fallen. Und die Blaslin schimpfte ihn noch dazu: „Du dummer Bub, schau, warum bist du so neugierig.“

In dem Sommer ist der Franzl ganz brav gewesen, hat nichts mehr angerührt, was nach Heißsein hergesehen hat, und hat sich auch nicht mehr verbrannt.

Im Winter aber ist das anders, da ist's nicht mehr so heiß. Wie sich der Reutknecht einmal einen Eisstod macht, schaut ihm der Franzl zu, und wie er fertig ist, der Stod, fragt er ihn gleich, wie man Eisstod machen macht. „Das geht so,“ sagt der Knecht, und schickt den Stod über den Stubenboden hin. „Laß mich's auch probieren,“ sagt der Franzl. „Gleich,“ sagt der Knecht, aber weil er ein rechter Schlanke ist, lodert er erst den Handgriff, und wie der Franzl dann zum Schwung ausholen will, fällt ihm der Stod grade auf die Zehen und der Griff bleibt ihm in der Hand. „Du bist ein dummer Bub,“ sagt der boshafte Knecht. „Geht heim zu deiner Mutter und wein dich aus!“

Es ist wieder eine Zeitlang gut und der Franzl hütet sich vor allen Schürhaken und Eisstöden.

Im Herbst darauf ist er aber einmal beim Weigl, da macht die Grobdienerin gerade ein großes Faß zu. Wie der Franzl in die Stube kommt, sieht er zwischen Faß und Dedel einen großen Spalt, wo man gerade noch die Nase hineinstecken kann. Und weil es kein Eisstod, auch kein Schürhaken, sondern bloß ein Krautfaß ist, steckt er richtig die Nase in den Spalt. Er weiß nämlich nicht gewiß, ob in dem Faß wirklich Kraut ist; es können auch Mostäpfel sein. Aber jetzt dreht die Dienerin geschwind an dem Schraubengewinde und die Nase ist eingezwängt. Der Franzl schreit, als wenn er am

Messer stecken täte, und hat seitdem eine breite Nase. Die Dienerin aber lacht ihn bloß aus und sagt: „Merkt dir's, man muß nicht überall seine Nase hineinstecken, und kleine Buben brauchen nicht soviel zu wissen.“

Das läßt sich Franzl wohl gesagt sein, und wenn es etwas ist, wo man wieder Finger, Zehen oder Nase versehren könnte, fragt er erst lieber und schaut sich die Dinge mit den Augen an und nicht mit der Hand oder der Nase. Wenn ihn aber jemand zu einer Spitzbüberei oder sonst etwas haben will, wobei man Schaden nehmen könnte, bedankt sich der Franzl schön und sagt: „Die kleinen Buben brauchen nicht soviel zu wissen.“

Wie die Leute sehen, daß sie den Franzl nicht mehr foppen und an der Nase herumführen können, lassen sie ihn stehen. So kommt er ohne weiteren Spott und Schaden durch seine Kinder- und Schuljahre.

Aber man bleibt nicht immer ein kleiner Franzl, sondern wird auch einmal ein großer Franzl, so groß und geschick, daß man selber schon kleine Buben anschmieren könnte. Aber das tut unser Franzl nicht, weil er selber weiß, wie es ist, wenn man eine heiße Feuerzange ansaßt oder wenn einem ein Eisstod auf die Zehen fällt, oder wenn man gal die Nase zwischen Faß und Dedel bringt.

Nach Franzl denkt sich vielmehr: „Auch die großen Buben brauchen nicht alles zu wissen.“ Denn es gibt allerhand Sachen, wo die großen Buben ihre Nasen hineinstecken. Die Feuerzange wird ein Wirtshaus, der Eisstod eine liebliche Gesellschaft und das Krautfaß ein Bierfaß.

Der Franzl aber bleibt rechtschaffen bei der Ordnung und geht an den Wirtshäusern, wenn sie auch noch so geschick reden und laut schreien drinnen, schön ruhig vorbei. Und daheim bei der Mutter ist's an Sonntagnachmittagen wohl ebenso schön wie auf dem Radfahrerball. Da hat man anderen Tages wieder frischen Mut, und alles freut einen ganz anders, als wenn man einen wüsten und schweren Kopf hat.

Einmal ist Tanzmusik im Pfartdorf drüben. Die Musik tut so schön, und der Franzl geht halt hinüber. Die Eltern haben neulich ein ernstes Wort mit ihm geredet. Sie sind alt und möchten ihm den Hof übergeben. Und es wäre ihnen recht, wenn er bald eine Hochzeiterin brächte. Die Hochzeiterinnen bekommt man aber auf dem Tanzboden, hatte er einmal gehört, und geht hin. Wie er aber vor dem Wirtshaus steht und das Gewergel hört, kommt es ihm so dumm vor, als wenn eine Menagerie von Affen närrisch geworden wäre. Ganz heiß weht es ihm aus der Tür entgegen; vielleicht ist gar ein Schürhaken drinnen, an dem man sich die Finger verbrennen könnte. — Und tanzen kann er ja auch nicht, fällt ihm ein. Was täte er also drinnen? Sich auslachen lassen, wie ein kleiner Bub?

Seh, denkt er, die kleinen Buben brauchen nicht soviel zu wissen! Dreht sich um und geht. Weil er sich aber vor den Eltern geniert, wenn er schon wieder heimläme, macht er einen Umweg über das Frauenbrünnl. — Das Frauenbrünnl ist eine Kapelle im Wald, da betet er vor dem Muttergottesbild, die liebe Frau möchte ihm beistehen, daß er eine rechte Hochzeiterin findet. Und ganz leicht und froh geht er dann heim.

Jetzt meint ihr wohl, die liebe Frau tut gleich ein Wunder, dem guten Franzl zu lieb. — Heute noch nicht. —

Aber wie es schon sein will, am nächsten Sonntag geht der Franzl wieder dem Frauenbrünnl zu. Er denkt an gar keine Hochzeiterin, aber der Weg durch den Hochwald hinauf ist jetzt im Sommer so schön, daß er gar nicht wüßt, wo er lieber hingehen möchte.

Wie er aber heute zum Frauenbrünnl hinaufkommt, ist's ihm, als ob zwei liebe Frauen darinnen wären, die himmlische und eine irdische. Weil aber die Erde dem Himmel dienen muß, und alles Irdische zu Gottes Preis geschaffen ist, tut das Dienndl dort am Altare ganz recht,

wenn sie der Himmelmutter einen Kranz von Efeu und Waldblumen um die goldne Krone schlingt. Ist das nicht das Weberdirndl, die Kessi?

Wie aber der Franzl so unvermutet vor ihr steht, erschrickt sie ein wenig; dann sagt sie: „Ich hab der lieben Frau ein paar Blümel gebracht, weil gar so viele blühen jetzt. Und kein Mensch denkt an die Muttergottes im Frauenbrünnl. Was suchst denn du da?“

Der Franzl schaut erst eine Weile, ob er es sagen darf, was er gern möchte. Sie gehen zusammen hinaus, und draußen sagt er es ihr, der Weberessi.

„Weil du mich fragst,“ sagt er, „muß ich dir's schon sagen, auch wie's ist und was ich such'. Die Eltern möchten mir den Hof übergeben, und zum Übernehmen brauch ich eine Hochzeiterin. Weil ich mir aber auf dem Tanzboden um keine umschau'n mag, hab' ich mir gedacht, gehst zu der lieben Frau ins Frauenbrünnl, vielleicht weiß die dir eine. Und richtig, heut bin ich's zweite mal da und sind' mir auch schon eine.“

„Da wünsch' ich dir halt recht Glück dazu,“ sagt das Weberdirndl und will gehen, weil es sich nicht schickt, daß man mit einem jungen Mannsbild im Wald herumsteht. —

„Halt,“ sagt der Franzl, „wir haben gar nicht ausgeredet. Was



Generaloberst Dr. Sahmann, Reserve Lazarett-Direktor in Düsseldorf, feierte dieser Tage sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum.

lätest denn sagen, wenn ich dich bitten tät', du sollst meine Hochzeiterin werden?“

„Ich?“ sagt das Dirndl. „Ich?“

„Ja, du, dich mein ich. Mir ist's grab', als hätt' uns die liebe Frau da zusammengeben. Sag, wie ist dir?“

„Ja, wenn du so meinst, ist's mir recht und ich sag' nicht nein. Kesselt halt mit meinen Leuten, ob sie mich herlassen und mit den deinen, ob ich ihnen recht bin.“

Es ist allen recht, und über Jahr und Tag sind die zwei ein glückliches Paar. Und die liebe Frau im Frauenbrünnl hat jetzt alleweil Blümel genug und die schönsten im Südentronlein. Und an den Sonntagen ist's ein so schöner Spaziergang hinauf in den Hochwald, und wenn sie zur Kapelle hintonnen, fragt der Franzl immer: „Weißt es noch?“ Freilich weiß sie's noch. Sie kann's ja nicht vergessen, schon weil er sie immer daran erinnert.

So ist alles recht und gut und schön geworden, und der Franzl weiß jetzt auch soviel wie die andern, hat aber keinen Schaden und keinen Spott, keine Händel und Pro-

zesse, keine Feindschaften und Reibereien mit der Nachbarschaft.

Und oft denkt er sich: „Die kleinen Buben brauchen nicht soviel zu wissen. Und die Großen auch nicht. Es kommt alles zu seiner Zeit, wenn man den lieben Gott watten läßt.“



Zu den Angriffen der Franzosen an der Westfront: Bei Craonne gefangene Franzosen werden hinter die Linie gebracht.
BUFA.